

(Nachdruck verboten.)

6]

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

„So gefällst Du mir, Bruder!“ entgegnete Alexander mit einem höhnischen Lächeln, indem er seinen Hut ergriff und frech auf den Direktor zutrat. „Du nimmst die Gelegenheit beim Schopfe, um mich los zu werden, und ich gehe mit Vergnügen, einmal weil ich es satt habe, mir Deine Annahmen länger gefallen zu lassen und das andere mal, weil es sich für einen zukünftigen, reichen Grubenbesitzer nicht schickt, den Handlanger eines armseligen Fabrikdirektors zu spielen. Da! Lies!“

Ehe der vor Wuth sprachlose Waldemar noch ein Wort erwidern konnte, hatte Alexander das Komtor verlassen.

Der Direktor hatte nicht übel Lust, ihm noch einige Liebenswürdigkeiten nachzuschreiben, als sein Blick auf den Zettel fiel, den sein Bruder ihm aufs Pult geworfen. Er las: „Soeben an zwei Stellen auf vorzügliche Kohle gestoßen. Die Ader scheint unermesslich zu sein. Meine herzlichste Gratulation! Wiesemann.“

Seit jenem Julitage schritt Alexander Tschmer von Erfolg zu Erfolg. Die Grube, die er zu Ehren seiner Frau „Louijsgrube“ getauft hatte, entwickelte sich glänzend, und ihr Begründer war in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. Seine Devise „Leben und Lebenlassen“ schuf ihm viele Freunde.

Die ersten Erträge aus dem neuen Unternehmen benutzte der „Grubenrepräsentant“ Tschmer dazu, ein größeres und einige kleine, unter den Hammer kommende Bauerngüter in Hogwitz zu erwerben.

Seinem Bruder Waldemar hatte der neugebackene Gutsbesitzer inzwischen manchen moralischen Nachschlag verfehlt.

Das reichlich fließende Grubenwasser beseitigte mit einem Schlage das alte Hemmnis einer glänzenderen Entwicklung der Zuckerrabrik Senten. Es war Alexander ein Leichtes, durchzusehen, daß die Fabrik gegen Ueberlassung des Grubenwassers seine Kohle kaufte. Waldemar sträubte sich mit aller Kraft gegen dieses Abhängigkeitsverhältniß, aber die Aktionäre zwangen ihn zum Nachgeben.

Neben der Fabrik lag ein herrliches, ungefähr zwanzig Morgen großes Wäldchen mit zum theil uralten, stattlichen Bäumen. Das Wäldchen gehörte der Fabrik, und Alexander wünschte es zu kaufen, um sich eine Villa hinein zu bauen. Waldemar stemmte sich wieder mit aller Wucht gegen dieses Verlangen. Das fehlte ihm noch, daß ihm dieser Junge so auf den Leib rückte! Alexander drohte mit der Wasserentziehung und der Gründung einer neuen Fabrik, und die Aktionäre waren mürbe. Ein Jahr später war aus dem Wäldchen ein prächtiger Park geworden mit einem stattlichen Teich, der mit Grubenwasser gespeist wurde.

Als Tschmer die Bauerngüter kaufte, fielen ihm auch einige Fabrikanttheile in die Hände. Der neue Aktionär machte dem Direktor viel zu schaffen. Krankheit und andauernde Mißerfolge in seiner Wirtschaft hatten die Lebenskraft Waldemar's ohnedies sehr geschwächt.

Einen neuen Triumph feierte Alexander durch den Ankauf der „Schäferei Hogwitz“, eines Gutes von vierhundert Morgen, das die von Mohler'schen Erben zu Gelde machten. Damit fiel ihm ein neuer beträchtlicher Fabrikanttheil zu.

Dieser Schlag war zu viel für Waldemar. Er fühlte, daß seine Tage als Allein herrscher in der Fabrik gezählt seien, und zog sich zurück, seinen Platz einer Kreatur Alexander's überlassend, der allmählig die Aktionäre auf seine Seite gebracht hatte.

Waldemar's Demüthigungen hatten damit jedoch noch nicht ihr Ende erreicht. Seine verschuldete Wirtschaft ging zusehends zurück, während seines Bruders Güter allgemein als Muster galten. Aus Mangel an Betriebsmitteln mußte der Ex-Direktor zusehen, wie die Zinsen der großen Schuldenlast immer schneller die Erträge seines altmodisch bewirthschafteten Gutes auffraßen, indeß sein Bruder durch glänzend durchgeführte, moderne Betriebsweisen goldene Ernten einheimste.

Noch einmal lebte in Waldemar die alte Energie auf, als sein Bruder Anstrengungen machte, seinen sozialen Einfluß

durch Erreichung des Amtsvorsteherpostens auf den Gipfel zu bringen. In den Gemeindeversammlungen und durch Eingaben an die Regierung wetterte er gegen den Wucherer, Gründer und revolutionären Kopf von Bruder, der gewissenlos alles mit Füßen trat, was jedem alten, redlichen Landmanne theuer war. Vergebens! Der Amtsvorsteher Alexander Tschmer erhielt die Bestätigung der Regierungsbehörde.

Kurz darauf machte der Tod Waldemar's dem Haffe der beiden Brüder ein Ende. Alexander kaufte für ein Butterbrot den heruntergekommenen Besitz seines Bruders und galt von nun an unbestritten als Erster im wirtschaftlichen und sozialen Leben des Amtsbezirkles Senten. Er nutzte diesen Vortheil auch einige Jahre lang aufs gründlichste aus und brachte die Fabrik allmählig fast ganz in seine Hände. Gleichzeitig faßte er den Entschluß, eine neue Fabrik neben der alten zu bauen, um auf diese Weise eine weitere glänzende Absatzquelle für sein reiches Kohlenlager zu gewinnen und immer weitere Gutsbesitzerkreise in seine Machtphäre zu zwingen.

Endlich hatte er auch dieses Ziel erreicht! — — —

III.

Dicht an dem schmalen Fußwege, der mitten durch die reifen Getreidfelder von Hogwitz nach Senten führte, lag das Hauptbestückthum des Bauern Wegner, eine Ackerparzelle von vierzig Morgen. Das Getreide und die Rüben, mit denen sie bebaut war, stachen merklich gegen die Nebelfelder ab, die Tschmer gehörten. Das Getreide stand dünn und mittelhoch, die Rüben spärlich und well, während auf Tschmer's Felde beide in üppiger und frischer Kraft prangten.

Das fühlte auch Wegner, der hinausgegangen war, um die Reife des Kornes zu prüfen, und nun mit trauriger Miene die sicher sehr mager ausfallende Ernte abschätzte. Mechanisch ließ er die Aehren durch die rechte Hand gleiten, während er sich mit der Linken den Schweiß von der gesuchten Stirne wischte.

Obwohl es bereits sieben Uhr abends war, brannte die Julisonne noch heiß und glühend auf die Ebene hernieder, lag die Luft schwül und drückend, wie eine athembeklemmende Staubwolke, über den Getreidefeldern. Kein Hauch bewegte das weite Aehrenmeer.

Wegner, in Hemdsärmeln und ohne Hut, achtete jedoch wenig auf den glühenden Sonnenbrand, der auf seinen halbblauen Schädel niederprallte. In Gedanken verunken stand er lange, während sein Blick unruhig über die Weiten schweifte.

Zehn Jahre waren seit der Gründung der neuen Zuckerrabrik verfloßen, die für ihn zu einer Quelle des Glends geworden war. Die 5000 Mark, welche er von Steinig gegen Wechsel geborgt hatte, um seinen Antheil einzuschließen zu können, waren im Laufe der kurzen Zeit zu einer Schuldenlast von 20 000 Mark angewachsen, die ihn fast erdrückte. Gewiß waren es nicht die Zinsen an Steinig allein, die ihn so tief hineingerissen; behauere, er zahlte nur sechs Prozent, keinen Pfennig mehr; aber die Revolution seines kleinen Betriebes durch die kostspielige Rübenwirtschaft hatte einen Hundertmarktschein nach dem anderen verschlungen. Bon Quartal zu Quartal hatten die Zinsen seine Ueberschüsse aufgezehrt und ihn in neue, größere Verbindlichkeiten gestürzt.

Die Fabrik hatte bisher noch keinen Profit abgeworfen, da Tschmer den Betrieb nach jeder Kampagne vergrößert und das Establishment immer großartiger ausgestattet hatte.

„Wir müssen auf der Höhe bleiben, wenn wir das nächste Mal einen glänzenden Abschluß haben wollen!“ hatte er bei jedem Jahresabschlusse den Aktionären zugerufen, die stets nur widerwillig zustimmten, daß der größte Theil des Gewinns zu neuen technischen und maschinellen Einrichtungen verwendet wurde, anstatt in ihre Taschen zu fließen.

Die großen Besitzer, welche bei ihrer intensiveren Kultur aus dem Rübenbau alle möglichen Vortheile zogen und in der Lage waren, die kommenden, doppelt ergiebigeren Saisons abzuwarten, stimmten, wenn auch ungerne, Tschmer doch schließlich bei. Die Kleinbauern aber drohten unter der Last der gewinnlosen Kampagnen zusammenzubrechen. Und das war auch der Zweck des Tschmer'schen Verhaltens.

Allmählig war er der Gelddarleiher all' dieser verschuldeten Existenzen geworden, sehr zum Aerger Steinig's,

dem er durch einen mäßigen Zinsfuß schwere Konkurrenz machte. Langsam aber sicher hatte er fast allen kleinen Aktieninhabern der Fabrik die Schlinge um den Hals geworfen. Auch Wegner gehörte zu seinen Opfern. Die schöne Ackerparzelle des Bauers, die so mitten zwischen seinem großen Besitze lag, erregte besonders seine Habgier. Kein Wunder daher, daß Wegner vor einem Jahre plötzlich alle seine Wechsel mit Tesmer'schem Gelde bei Steinig einlöste.

Wegner konnte sich einen freundlicheren, nachsichtigeren Schuldherrn, als Tesmer, auch gar nicht wünschen. Er war stets zur Hergabe eines neuen Darlehns bereit, mahnte ihn nie an seine Verpflichtungen, sondern schien es geradezu darauf abgesehen zu haben, ihm die Quartalsraten leicht und angenehm zu machen, während Steinig ihn an jedem Versfallstage bis aufs Blut gequält hatte.

Auch sonst schien Tesmer reges Interesse an Wegner's Wirtschaft zu nehmen. So hatte er ihm z. B. für morgen zur Roggenerte gegen den üblichen Tagelohn drei Arbeiter überlassen, da Wegner trotz aller Mühe keine Arbeitskräfte hatte bekommen können.

Trotz dieser Tesmer'schen Hilfsbereitschaft ging Wegner's Wirtschaft doch zusehends zurück. Bereits einige Male hatte er Tesmer seinen Fabrikanteil zum Kaufe angeboten, immer aber hatte ihm dieser davon abgerathen, ihm vielmehr vorgeschlagen, durch Ankauf von Spekulationspapieren das Glück herauszufordern. Das that ja heutzutage alle Welt, und das Geld dazu wolte er ihm gern vorstrecken.

Bisher hatte Wegner von diesem Auerbieten keinen Gebrauch gemacht; aber der Gedanke, durch eine glückliche Börsenspekulation viel Geld zu verdienen, seine Schulden zu bezahlen und vielleicht noch einige Tausende übrig zu behalten, verfolgte ihn seitdem wie eine fixe Idee. Er hatte keine Ahnung, wie ein solches Geschäft verlief; das würde ja auch alles Tesmer besorgen, in dessen Komtor er eines Tages auch die dreißigtausend Mark Gewinn in Empfang nehmen würde. Das Herz lachte ihm, wenn er an diesen seligen Augenblick dachte, und er dachte immer öfter daran, so oft schließlich, daß er gar keine Zeit mehr hatte, sich noch um seine Wirtschaft zu kümmern.

Auch jetzt huschte ein Schimmer von Freude über sein geröthetes Gesicht, als er sich im Geiste anzumalte, wie sein Getreide und die Rüben dastehen würden, wenn er erst einen Theil des so leicht gewonnenen Kapitals in die Wirtschaft gesteckt hätte. Mit diesem sonnigen Traume beschäftigt, schlug er langsam den Weg nach Hogwitz ein.

Er war nur eine kurze Strecke gegangen, als zwischen dem hohen Aehrenwall, der den Fußweg entlang lief, die Gestalt Tesmer's auftauchte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Dritter Klasse.

Von Hermine Billinger.

In der Ecke eines Wagens dritter Klasse saß ein geistlicher Herr und las in seinem Brevier, ihm gegenüber, eine dicke Marktfräulein und warf von Zeit zu Zeit einen ehrfurchtsvollen Blick auf den frommen Herrn, was sie jedoch nicht hinderte, ihre beiden großen, der Schuhe entledigten Füße an seine Seite auf den Sitz zu legen.

„Den soll der Teufel holen, den verfluchten Schuhmacher,“ sprach sie in rauhem, kräftigem Mannston, „drückt mich das verdammte Schuhwerk seit heute früh um Fünfe — aber —“ und sie nahm beide Schuhe in die Faust, „an den Kopf soll er jeden kriegen, der Dummerwetterkerl, ich will ihn lehren, ein Kreuz schlagen —“

Die paar Leute in den anderen Abtheilungen lachten; der Geistliche aber blieb ernsthaft in sein Brevier versenkt, und nachdem ihm die Frau abermals einen gottesfürchtigen Blick zugeworfen, nahm sie von neuem das Wort: „Kommt da so 'ne Madam, schaut meinen Salat an und find't ihn nicht frisch. Was hab' ich gesagt — Sie sind nicht frisch, Verehrteste, aber mein Salat ist frisch.“ Von mir soll leiner behaupten, daß ich was einsteck' oder mir was gefallen hat, oder nichts nachtrag'! Ich bin die Schuppe!“ Und sie nahm eine Prise, klappte die Dose zu und schaute sich herausfordernd im Koupee um. Der Geistliche hatte sich von den großen Füßen der Frau soweit wie möglich zurückgezogen und saß nun ganz schmal in seiner Ecke. Er wartete geduldig einen ihrer ehrfurchtsvollen Blicke ab und sprach dann in leisem, salbungsvollem Tone:

„Haben Sie auch schon über die Worte der heiligen Schrift nachgedacht, liebe Frau: Wenn Dich einer auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm die linke dar' —?“

„Nein, Hochwürden,“ fiel sie ihm ins Wort, „nachdenken thut ich nie, ich hau' gleich zu — wissen Sie, Hochwürden, das ist Geschäftsfach, wenn man's zu was bringen will, muß man sich währen. Der Sonntag, ja, der gehört unserm Herrgott, da

halt' ich drauf als echte Christin und geh' in meine Kirch', am Werttag aber schlag' ich mich recht'schaffen mit dem Pumpen-gefindel von Menschen herum, damit ich zu was komm'. Wissen Sie, Hochwürden, ich kenn' die Leut', ich hab' nicht umsonst ein Paar Augen im Kopf wie ein Tintenkleck, ich schau' jedem bis in den Magen und lass' mir meine Baar' nicht heruntergehen. Ja, und das ist mein Trost noch im Grab, daß jeder seine Grobheit gekriegt hat.“ Der Geistliche bewegte längst wieder die Lippen im Gebet und seine Wimpern berührten die vor Aerger rothglänzenden Wangen. Es schien ihm nicht geheimer, seinen Betebrungsseifer an einem Gegenstand zu versuchen, der niemand eine Grobheit schuldig blieb. Die Alte öffnete nach ihrer Rede die Haubenbänder, schimpfte über die verdammte Hitze, streifte die Aermel über die braunen massigen Arme und erklärte, das einzig Vernünftige wäre, der Mensch gehe bei solcher Gluth im Hemde. Des Geistlichen Anklage überflügelt Flammenröthe, während die Bauern in der anderen Abtheilung kein Arg in der Behauptung fanden, sondern brummend beistimmten.

Der Zug hielt an, neue Reisende zwängten sich mit Saß und Paß zwischen den Bänken hindurch, jeder den ihm angemessenen Platz erspähend. Ein kleiner blasser Mensch mit langen schwarzen Haaren, über denen ein mächtiger Filzhut thronte, nahm neben dem geistlichen Herrn Platz.

„Was es aber jetzt so viele Maler giebt,“ wunderte sich die Frau, „der Markt voll Weiber ist nichts dagegen — verdient sich's denn auch was damit? Anschauen thut Sie gerad nicht danach — bei unser einem sieht man doch wenigstens, daß er satt zu essen hat. Aber jeder Stand hat seine Freud', und mancher hat sie in der Einbildung.“

Der blasse Künstler warf der Sprecherin einen ärgerlichen Blick zu, gab jedoch keine Antwort, sondern starrte zum Fenster hinaus. Plötzlich stieß ihn die Marktfräulein mit den Knien an und streckte ihm ihre Tabaksdose hin. „Zugegriffen“, befahl sie, daß kein Bedenken möglich war, dann klappte sie die Dose zu und wandte sich nach der Abtheilung hinter ihr, wo etliche Bauern im Qualm ihrer Pfeifen saßen, viel spuckten und über die Zeiten wehklagten.

„Aber's Obst steht schon gut,“ meinte der eine; bevor ein anderer den Fall überlegt, schrieb schon die Marktfräulein, die Arme auf die Lehne gestemmt: „Was — gut? — Könn' besser sein — Ihr Bauern, Ihr seid mir die Pfiffigen! — über Eurem Heu habt Ihr immer zu greinen — 's Futter gerathet nie, das ist so gewiß, wie's Brot am Gaden! Aber mit dem Obst, da thut Sie breit — da kommt's ihnen nicht so drauf an — aber wißt Ihr, wem's darauf antommt? mir! und ich bin die Schuppe!“

Die Männer lachten und mit ihren friedlichen Auseinandersetzungen hatte es ein Ende; in all' ihre Reden plagte die Schuppe wie eine Bombe hinein, war stets anderer Meinung und übertrieb sie alle. Der Geistliche in seiner Ecke hörte mit Unmuth das Reden und Schreien der Leute mit an, die ihm nichts als Unzufriedenheit mit den Anordnungen Gottes und dunkelhaftes Besservissen verriethen.

Das soll ich nicht umsonst gehört haben, dachte der Diener Gottes, und der Same zu einer Predigt fiel in seine Seele. Auch der Künstler an seiner Seite hatte eine für seine Zwecke wichtige Entdeckung gemacht; in der Abtheilung nebenan saßen sich zwei junge Menschen gegenüber, deren Verschiedenheit wohl im stände war, ein Künstlerauge zu fesseln. Die Kleine, kaum sechzehnjährig, wohl die Tochter eines der qualmenden Bauern — trug die Tracht ihres Landes. — Der Maler saß schon mit dem Stützenbuch auf den Knien da und suchte, trotz der schaukelnden Bewegung des Wagens, das kindlich-liebliche Gesicht unter dem runden Hut auf sein Papier zu bringen. Das Bauernmädchen saß ganz still und fergengerade, die Hände gefaltet wie in der Kirche; das Reisen war ihr offenbar ein seltenes Vergnügen, vor dem sie großen Respekt hatte. Anders der junge Mausfallenhändler ihr gegenüber, dessen braune lebendige Züge und tief schwarze Augen keinen Augenblick still standen. Er schien sich ganz heimisch zu fühlen auf den harten Bänken, nichts zwängte ihn ein oder machte ihn verlegen, nicht einmal der strenge Blick des Schaffners, der ihm sein Billet aberlangte. Er ließ ihn sogar eine ganze Weile warten, kramte in seinen zerlumpten Taschen herum und brachte die Karte erst zum Vorschein, als der Gestrenge die Geduld verlieren wollte. Nun lachte der Schlingel und seine Zähne blitzten wie Schnee aus dem dunklen Gesicht. Leise, wie verschämt, huschte auch der Schatten eines Lächelns über des Mädchens Züge, während ein warmes Roth das feine Gesicht durchglühte. Der Maler fuhr sich, tief athmend, durch das schwarze Haar, der alte schon so oft erlebte Sturm brach in ihm los, und kühne Hoffnungen knüpften sich an das entstehende Bild, nach dem er schon den ganzen Sommer auf der Suche gewesen.

Wenn nur der Bube still sitzen wollte — war der Stoßseuffer, der immer wiederkehrte. Da unterbrach ein Tunnel sämmtliche Reden und Gedanken der Reisenden; nur der Mausfallenhändler ließ einen Jubelschrei ertönen und fuhr mit dem Kopf zum Fenster hinaus in die schwarze Dunkelheit, welche von der ganzen schönen Welt allein für ihn Interesse zu haben schien.

Als es wieder hell wurde, versuchte der Maler weiter zu zeichnen, und Hochwürden trixelten ein paar Worte an den Rand seines Gebetbuchs.

Der junge Mausfallenhändler aber sprach angelegentlich auf sein blondes Gegenüber ein, ohne daß dieses ein Wort verstand. Jedoch das schadete nichts, das Mädchen schien trotzdem der biege-

famen Stimme des Burschen mit Vergnügen zu lauschen, und langsam, aber zusehends verlor sich die Steifheit aus ihrer Haltung. Beim nächsten Tunnel schaute sie sogar mit dem heiteren Gesellen um die Wette in die Nacht hinaus, und er legte unbefangen den Arm um ihren Hals, während sein dunkles Haar ihre Wange umspielte. Als er sich aber tollkühn, wie er war, weiter zum Fenster hinaussetzte, holte ihn plötzlich eine derbe Hand kräftig zurück, und da es Licht ward, stand die Marktfrau vor dem jungen Volk.

„Auch noch für einen Welschen muß man sorgen, poß Donnerwetter, als ob man nicht grab' genug unnützes Bubenvolk im eigenen Land hält! — Umkommen kann jeder, da hab' ich nichts dagegen, aber vor meinen Augen verbitt' ich mir's, da hat man die Verantwortung, verstanden?“

Der Bube nickte, holte behende seinen Paß Mausfallen unter der Bank hervor und erklärte in gebrochenen Lauten: „Große fünfzi Pennig — kleine dreißig Pennig.“

„Das nenn' ich gerieben,“ plagte die Marktfrau los, „will ich wissen, was Deine Mausfallen kosten, Bengel, glaubst Du vielleicht, die Schuppe lasse sich was aufbinden?“

Der Bursche nickte abermals, knüpfte eine der großen Mausfallen ab und händigte sie der Frau ein, ihr dabei all' seine herrlichen Zähne zeigend.

Die junge Dirne lachte hell auf, wurde aber durch die Alte schnell zur Ruhe gebracht:

„Dummes Ding,“ fuhr diese auf, „einfältiges Volk, das nichts als lachen kann, als wär' die Welt ein Tanzboden mit Musikanten — wirst auch noch Deine Näss' zu Knaden kriegen, bleibt bei keiner aus.“

Mitten unter ihrem Schelten zog sie jedoch ihren Beutel hervor, setzte sich nieder, schüttelte dessen Inhalt in den Schooß und suchte aufmerksam ihr Kupfergeld zusammen. Was sie alsdann dem Buben bot, war viel zu wenig, so daß er ihr das Geld, kurz entschlossen, in den Schooß zurückwarf, nach seiner Mausfalle greifend. Sie riß ihm dieselbe aus der Hand, ihm einige Pfennige mehr bietend, er wollte nicht und nun eiferten sie, jedes in seiner Sprache, leidenschaftlich aufeinander ein.

„Zum Teufel,“ schrie der Maler, ganz unglücklich über sein zerstücktes Bild, „so geben Sie doch dem Burschen sein' Sach' — lassen Sie vielleicht mit sich handeln?“

Das konnte die Schuppe nicht gut bejahen; sie nahm ihre Falle, zahlte und setzte sich auf ihren alten Platz, dem Künstler gegenüber. Als sie sah, daß er zeichnete, beugte sie sich über sein Skizzenbuch, benahm ihm alle Luft und überströmte ihn mit ihrem Athem. Aber für den Maler gab's nur noch die kleine Ede nebenan, alles Ungemach, das ihn selber traf, war ihm einerlei. Der Bursche sah endlich still; er lag mit den Armen über den Knien, drehte den grauen Filz zwischen den Händen und sang. Leicht vorgebeugt, die gefalteten Hände auf den Knien, saß die Maid und lauschte den lieblichen Melodien.

Der Zug hielt und dampfte weiter, die beiden merkten es nicht. Von Zeit zu Zeit fuhr die Schuppe in die Höhe, warf ein kräftiges Wort in die Bauernabtheilung, lächelte Hochwürden ehrfurchtsvoll an und schaute dann wieder kritischen Blickes in das Skizzenbuch.

Plötzlich hielt der Zug, das Lied auf des Burschen Lippen brach ab, er riß seine Last an sich, schnallte sie um und drückte den Filz aufs Haupt. Noch zögerte er, den Wagen zu verlassen, aber er hätte auch nicht können, die Schuppe stand mit Korb und Schirm breit unter der Thüre und schob ihn mit einem „Platz da, Rader“ — energisch zur Seite.

„Behüt' Gott, Hochwürden,“ grüßte sie den geistlichen Herrn; zu dem Künstler sagte sie: „Ihnen rath' ich, schaffen Sie was Geseheit's; was Sie da hinein kriegeln, macht Sie Ihr Lebtag nicht fett. — Und mit Euch,“ wandte sie sich an die Bauern, „mit Euch nehm' ich's noch lang auf. Ich bin die Schuppe!“ Damit gab sie Raum und Leuchte, zufrieden, daß jeder seinen Antheil hatte, schwerfällig die Stufen hinab. Der Geistliche und der Maler folgten ihr auf dem Fuß; der eine hatte seine Predigt für den kommenden Sonntag im Kopf, der andere seine Arbeit auf Wochen hinaus; so kümmerte sich keiner mehr um den anderen. Nur die beiden Kinder schauten einander traurig nach, und während der Bube die Landstraße fürbass schritt, blieb das Mädlein am Fenster stehen und summete leise die Melodien nach, mit denen es ihr der braune Bursche angethan. —

Kleines Feuilleton.

— Jüdische Volksjäger. Sie nennen ihr Unternehmen zwar „Original Budapest Poffen- und Operettentheater“, in Wirklichkeit aber sind die Gebrüder Herrnsfeld richtige „Volksjäger“. Und das ist ihr Vorzug. In letzter Zeit sind sie allerdings etwas groß geworden, sie haben Kaufmann's Variété-Theater gemiethet und eine ganze Reihe von Mitbessern herangezogen; aber diese bilden ja nur die Folie, die beiden Brüder beherrschten vollständig die Szene. Ihr Genre ist in Wien entstanden. Weit über hundert Einakter, die er selbst gedichtet, brachte dort der „alte Kampf“ aufs Brett, und es ist der Geist des „Dumppactvagabundus“, der in seinem „Stammgast“, in „Der Greißler und seine Bettgeher“ (Schlafburschen) u. s. w. umgeht. Der Volksjäger Hirsch ist dann in seine Fußstapfen getreten, nur hat er seine Figuren aus dem Kreise jener jüdischen Klein- händler genommen, von denen die Leopoldstadt voll ist, und von

denen die dortigen kleinen Kaffeehäuser bevölkert werden. Sie sprechen den Wiener Dialekt, wie er eben in der „Leopoldstadt“ gesprochen wird, und zur Erheiterung der sachverständigen Zuhörer mischen sie bei jeder Gelegenheit hebräische Worte, Ausorische und Wendungen dazwischen. Dadurch gewinnt das Spiel etwas Familiäres, von den ersten Worten an ist der Kontakt zwischen Schauspielern und Zuschauern hergestellt. Alle diese kleinen Einakter bieten Szenen aus dem jüdischen Leben, aus dem Familienleben meistens, fassen es naiv mit allen seinen Schwächen und Vorzügen. Etwas Gepieffertes läuft mit unter, aber es wirkt hier nicht unnatürlich. Als die Gebrüder Herrnsfeld hierherkamen, brachten sie so ein Leopoldstädter Gewächs „Eine Partie Klabbias“ mit. Jetzt „dichten“ sie sich selbst was. Im vorigen Jahre haben eine Menge Berliner über ihr „Endlich allein!“ gelacht, dann kamen sie mit dem „Himmel auf Erden“ und am letzten Montag haben sie wieder zwei Neuheiten herausgebracht: „Ein Abend im Wintergarten“ und „Im Aelter“. Die Titel sind für den Inhalt der Stücke natürlich belanglos, ein künstlerischer Maßstab ist an den Inhalt und seine Gestaltung nicht zu legen. Was die Dinger interessant macht, ist das Spiel der beiden Herrnsfeld. Sie sind Künstler in ihrem Genre. Und es verlohnt sich wohl, daß man sie aufsucht. Die Nachtränen werden einem gar oft über die Nase rollen. Worum solln se nicht rollen, wenn se rollen wollen? —

Aus dem Alterthum.

g. h. Eine große Anzahl interessanter Neuerwerbungen hat die ägyptische Abtheilung unferer Museen aufzuweisen. An der Ostwand des Säulensaals sind die uns durch die Intervention des Professors Schweinfurt überlassenen Proben aus den Funden von Reggadah in Oberegypten aufgestellt worden. Sie gehören der gleichen Zeit an, wie die bekannten Ausgrabungen des Prof. Glinbers Petrie von Ballas; das heißt, sie sind vor die IV. Dynastie, vor das Jahr 3000 a. Chr. n. zu setzen; bislang die ältesten Spuren ägyptischer Kultur. In vielem machen diese Funde auch noch den Eindruck vorgeschichtlicher Reste. Es sind Thon- und Steingefäße, — erstere noch ohne eigentliche Glasur, mit der Hand verfertigt, — Feuersteinmesser und Keulen, Eisenbeirringe, Nadeln und Pfeilspitzen. Von größtem Interesse sind zwei einzelne Grabfunde aus Reggadah. Neben Schalen voll Opfergaben, wie Knochensplitter und Menschenhaar, ist noch ein Spiel mit kleinen Steinkugeln der Leiche beigegeben worden. Es besteht in einer runden Thonplatte mit eingegrabener Spirale, die in der Mitte in eine Vertiefung ausläuft.

Es mag im Prinzip Ähnlichkeit mit dem vor Jahren so beliebten „Schweinchenpiel“ gehabt haben. Eine beigelegte Zeichnung nach allegyptischer Darstellung erläutert den Gebrauch. Das thönerne Figürchen einer hierbrandenden Magd, die einfach nackt bis an die Hüften im Braubottich steht, wirkt etwas eigenthümlich auf unser heutiges Gefühl. Das wichtigste dieses Fundes sind aber zwei kleine Todtenschiffe, kleine thönerne Schiffsnachbildungen, eines bemannt, eines unbemannt. Sie sind die ersten und einzigen aus so früher Zeit uns überkommenen und bieten den Gelehrten neuen Anschluß über das Alter des ägyptischen Kultus. Und das ist von desto größerem Interesse, da aus jener ältesten Epoche keine längeren Aufzeichnungen, ja kaum Schriftzeichen auf uns gekommen sind. In dem Saal des neuen Reiches hat eine prächtige, einzig dastehende Neuerwerbung Unterkunft gefunden; ein hölzerner Pflug mit allem Zubehör. Pflugschar mit zwei Sterzen und einem Joch, das, nach seiner Form zu urtheilen, für zwei kleine Buckelochsen bestimmt war; mit Schaufeln zum Worseln des Getreides; mit Hacke zum Zerleinern der Schollen; mit Korb zum Reinigen des Kornes vom Mischlamm. Alles ist aufs beste erhalten, und einzelne Theile des Ackerbaugeräths sind sogar noch durch die alten Stricke mit einander verbunden. Auch hier erläutert eine Zeichnung nach gleichaltriger Darstellung den Gebrauch. —

Medizinisches.

t. Die Ueberlegenheit der Frauen beim Ertragen von Operationen ist vielfach behauptet, aber erst kürzlich durch die Statistik sicher festgestellt worden. Es handelt sich dabei nicht nur um ein leichteres Ertragen von Schmerzen, sondern um den Erfolg der Operation überhaupt. Die Statistik hat alle bekannt gewordenen Fälle über den Ausgang der schwersten Operationen gesammelt und nach dem Alter, dem Geschlecht und der Rationalität des Patienten, sowie nach dem „chirurgischen Temperament“ und der Erfahrung des operirenden Arztes unterschieden. Was nun den Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern betrifft, so ist es schon längere Zeit bekannt, daß der Bauchschnitt und alle Unterleibsoperationen von den Frauen besser ertragen werden als von den Männern, auch wenn letztere sonst von kräftiger Körperbeschaffenheit sind, z. B. bei Feldarbeitern. Jetzt hat man auch die Erfolge der Pylorotomie (Operation des Magenausganges) und der Gastrostomie (Anlage einer künstlichen Fistel zwischen Magen und Dünndarm) auf ihren Erfolg bei den verschiedenen Geschlechtern geprüft. Von 117 Operationen bei Männern betrug die Sterblichkeit 54 pCt., bei 96 Operationen von Frauen nur 35 pCt. für die Gastrostomie, bei der Pylorotomie starben von 70 Männern 64,3 pCt. und von 140 Frauen nur 52,8 pCt. Man hat diese größere Widerstandsfähigkeit der Frau einfach dadurch erklären wollen, daß dieselbe eine besondere Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes sei. Terrier hat mit recht diese

Art von Erklärung mit einer Stelle bei Molière verglichen, wo die Wirkung des Opiums damit erklärt wird, daß es eine einschläfernde Kraft besäße. Natürlich muß eine eigentliche Erklärung weit besser begründet werden und ist wahrscheinlich in folgendem zu suchen. Bei einer Frau, die Entbindungen durchgemacht hat, ist die Leibeswand weicher, schlaffer und weniger dick, inselgedessen kann der Arzt die erkrankten Theile besser untersuchen und den Sitz des Uebels schneller feststellen. Danach kann die nothwendige Operation auch schneller ausgeführt werden und es ist daher die Regel, daß Frauen bei derartigen Krankheiten früher, d. h. in einem weniger vorgeschrittenen Stadium der Krankheit operirt werden als Männer. Dazu kommt, daß die Frauen durchschnittlich eine weniger regelmäßige Arbeit zu thun haben als die Männer und insolge dessen einen ärztlichen Rath früher nachsuchen, während die Männer häufig erst im Zustande völliger Erichöpfung sich zur Aufgabe ihrer Thätigkeit entschließen. Durch diese natürliche Erklärung der besprochenen Thatsachen soll gewiß den Frauen die Genugthuung, auch Schmerzen an sich besser ertragen zu können, nicht genommen werden. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ein unverbrennlicher, ja bis zu einem gewissen Grade feuerfester Baum findet sich in Kolumbien, vielleicht sogar in dem ganzen Nordwesten von Südamerika. Der Chaparro, wie die Eingeborenen ihn nennen, kommt eigentlich nur in Gegenden vor, die zeitweise durch Steppenbrände verheert werden. In Landstrichen, wo Steppenbrände fehlen, scheint er sogar schlechter zu gedeihen. Diese Beobachtung ist ein lehrreiches Beispiel dafür, bis zu welchem Grade sich Pflanzen den Verhältnissen ihrer Umgebung anzupassen vermögen. Die ungeheuren Savannen oder Pianos des südlichen Amerika's, in denen nur selten eine kleine Erhöhung die eintönige Fläche, welche eben wie ein Tisch ist, unterbricht, werden im Hochsommer von der Sonne völlig versengt. Erst wenn die Regenzeit wiederkehrt, schieben Pflanzen in wunderbarer Hülle empor und bilden die herrlichsten Weiden, auf die dann die Eingeborenen ihre Herden treiben. Alljährlich werden nun diese Weideplätze nach alter Gewohnheit abgebrannt, damit das verdorrte Gras dem Emporschießen des frischen Grün nach der Regenzeit nicht hinderlich ist. In jedem Jahr wandern also ausgebeulte Brände über die Steppe. Sie sind die Ursache, daß solche Savannen im allgemeinen völlig baumlos sind; nur ein einziger Baum bleibt in den alljährlich wiederkehrenden Bränden unverwundbar, eben der Chaparro, den die Gelehrten *Ropala obovata* genannt haben. Natürlich darf man von dem Chaparro, der sich alljährlich gegen die Einwirkung des Feuers seines Lebens wehren muß, nicht erwarten, daß er himmelhoch emporstreckt, sondern er bleibt in diesem Kampfe nur ein kleines Bäumchen, das manchmal wohl bis zu 6 Meter hoch wird, dessen Stamm jedoch nie 30 Zentimeter an Dicks überschreitet. Bis in seine Zweige hinein findet man die Spuren seines Daseinskampfes; sie haben die sonderbarsten Formen angenommen und sehen aus, als ob sie sich dauernd vor Schmerz krümmten. Seine Blätter sind hart geworden innen und außen, seine Blumen sind nur noch kleine unscheinbare Knöpfchen. Seine Samen haben nun, so seltsam es klingen mag, von dem Feuer unmittelbaren Nutzen. Sie sind eisförmig, dabei aber glatt und mit häutigen Flügeln versehen; sie werden gerade reif, wenn die größte Trockenheit einsetzt. Sobald nun die Savannenbrände anfangen, treten starke Luftströmungen auf, sie wirbeln die Samen empor und verbreiten sie überall hin. Auf diese Weise sind sie nur wenig dem Feuer ausgesetzt, werden ihm zum theil ganz entzogen. Was schützt aber den Baum gegen die Einwirkung des Feuers? Es ist seine Rinde; sie spielt bei ihm die Rolle eines feuerfesten Mantels, trotzdem sie höchstens nur 12 Millimeter dick wird. Ihre übereinandergelagerten Schichten, die wenig von einander getrennt sind, machen das ganze so wenig wärmeleitend wie möglich. Aber nur gegen das Feuer ist dieser merkwürdige Baum gesiegt; muß er mit anderen um sein Dasein kämpfen, dann ist er wehrlos und unterliegt schnell. Deshalb geht er in Gegenden, über die früher Steppenbrände hinweggingen, die ihnen aber später entzogen wurden, zwischen dem dann überall aufschießenden Gesträuch schnell ein. —

Geographisches.

— Ein neuer See ist im Kamerungebiete entdeckt worden. Dieser See, Osa- oder Lungassees genannt, liegt an dem Nordufer des Sanaga und entsendet 10 bis 15 Kilometer unterhalb Oeda einen Zufluß zum Sanaga. Das Südufer des außerordentlich buchtenreichen Gewässers ist flach, während die West-, Nord- und Ostseite steil abfallende bis zu 50 Meter hohe Felsenufer haben. Der See ist sehr reich an wohlschmeckenden Fischen und von vielen Wasservögeln belebt. Rings um den See herum zieht sich weithin dichter, aber gänzlich unbewohnter Urwald. —

Physikalisches.

i. c. Telegraphie ohne Draht. Aus London wird geschrieben: Nach Mittheilungen der Post-Office haben die seit längerem auf mehreren Inseln vorgenommenen Versuche der drahtlosen Telegraphie recht beachtenswerthe Erfolge zu tage gefördert. Die hauptsächlichsten Versuche wurden angestellt zwischen den Inseln Guernsey und Sark, von denen die letztere trotz ihrer zahlreichen

Bevölkerung wegen des felsigen Meeresgrundes bisher noch nicht durch ein Kabel verbunden werden konnte. Jetzt aber ist mit Hilfe der Apparate für drahtlose Telegraphie schon seit mehreren Wochen die telegraphische Verbindung hergestellt. Hierbei wurden bisher beide Methoden, sowohl die des Engländers Preece als auch die des Italieners Marconi in Anwendung gebracht, wobei sich herausstellte, daß sich beide Methoden in sehr zweckmäßiger Weise ergänzen. Die elektromagnetischen Wellen des Systems Preece, welche sich in niedrigen Schwingungen fortpflanzen, erwiesen sich bei ruhigem Wetter und hohem Barometerstande für durchaus geeignet, um an die auf der gegenüberliegenden Insel aufgestellten Apparate zu gelangen, während bei stürmischem Wetter die sehr hoch gehenden elektrischen Wellenschläge des Marconi'schen Apparats gute Dienste leisteten. —

Humoristisches.

w. y. Dem Klassisch Klaren, einfachen Grillparzer gefiel der Hebbel'sche Schmutz nicht. Und so improvisirte er denn einmal in der Wiener Hofbibliothek:

„Richard Wagner und Friedrich Hebbel,
Leiden beide an ästhetischem Nebbel;
Und gefällt das doppelt euch nicht,
So denkt — der Nebel sei gar zu dick!“ —

In einer Wiener Abendgesellschaft, in der sich Grillparzer und Hebbel befanden, sollten die beiden Dichter nebeneinander zu sitzen kommen. Grillparzer hat jedoch die Dame des Hauses, ihn nicht neben Hebbel zu sehen, denn, sagte er: „Sehen Sie, gnädige Frau, Hebbel wäre am Ende im Stande, mich plötzlich mit furchtbarem Tiefstimm zu fragen: „Wie ist Gott entstanden?!“ Und er weiß es, und ich weiß es halt nicht!“ — Der Dichter und langjährige Präsident des Wiener Schriftstellervereins „Concordia“, Johannes Nordmann, der mit seinem Familiennamen Kumpelmaier hieß, interpellirte einst Grillparzer: „Aber lieber Grillparzer, wie kann man Dichter sein und „Grillparzer“ heißen — Grillparzer?!“ Und trocken, mit dem bekannten betrübten Lächeln, gab Grillparzer zur Antwort: „Ja, freilich — Kumpelmaier kann net jeder heißen!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Auch eine Erfindung. In dem amtlichen Verzeichniß der Patente für das Deutsche Reich ist folgendes zu lesen unter Nr. 92406: „Fräulein E. V. in Berlin: Vorrichtung zur Wiederherstellung voll er Wangen.“ Es folgt dann die Beschreibung des Apparates, der im Munde zu tragen und an den natürlichen oder falschen Zähnen zu befestigen ist. —

— Aus Würzburg mit einem 17jährigen Dienstmädchen und 12 000 M. ausgerückt ist ein flerkaler Stadtwater. Seine Frau und seine 9 Kinder hat er zurückgelassen. —

— Die in der Meher Garnison herrschende Typhus-epidemie ist noch immer im Zunehmen begriffen. Allein bei einem Bataillon sind 53 Kranke vorhanden. Todesfälle sind bis jetzt vier vorgekommen. —

— Im Wiener XII. Bezirk hat sich ein Magistrats-Beamter an dem Sterbebette seiner Frau die Kehle durchgeschnitten. —

— In Jenbach (Tyrol) stürzte der Neubau eines Zimmermeisters ein. Ein Lehrling wurde erschlagen und mehrere Arbeiter verletzt. Die Frau des Zimmermeisters starb insolge der Aufregung. —

— Vor einiger Zeit wurde der Intendant des ungarischen National-Theaters und der Oper in Budapest, Baron Ropala öffentlich beschuldigt, daß er Choristinnen und Schauspielerinnen zu den Orgien des Nationalkostinos „herleite“. Der Herr drang damals auf eine Untersuchung; sie wurde durchgeführt, und der Intendant für „rein“ befunden. Jetzt kommt die Meldung, daß der Baron seines Postens enthoben worden ist. Vielleicht war er gar zu „rein“! —

— Auf der Linie Jaszhery-Budapest nahm eine Geflügelhändlerin andere Frauen in Hühnersteigen als blinde Passagiere mit. Die Sache dauerte eine ganze Weile, bis die Parteien in Streit kamen, zum Richter gingen und im Eifer der Debatte das Geheimniß verriethen. —

— Aus Mittel-Steiermark und aus den Ardennen wird Schneefall gemeldet. —

— Im Kanton Tessin sind große Ueberschwemmungen eingetreten. Zahlreiche Brücken wurden zerstört. Viele Ortschaften am Lago Maggiore sind überschwemmt. —

— Die Brüsseler Weltausstellung wird am 7. November geschlossen werden. —

c. o. Von Briganten ermordet wurden in der Nähe von Siracusa (Sizilien) zwei Viehhändler und zwei berittene Carabinieri, die den Ueberfallenen Hilfe bringen wollten. —

— Untergegangen ist an der Küste von Neuseeland der Passagier-Dampfer „Tasmania“. Ein Passagier und neun Mann von der Besatzung sind ertrunken. —